

Vergangene Tage [Fortsetzung]

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vergangene Tage.

Novelle von Emil Hügli, Chur.

(Fortsetzung).

Überhaupt war Adalbert eine Natur, deren Vorstellungsleben stets den höchsten Steigerungen unterlag: heller Mittag oder dunkle Nacht, Sommer-sonnenwärme oder Eiseskälte, Himmel oder Hölle — das waren seine Elemente.

Jede Halbheit des Empfindens hatte er stets gering geschätzt, und namentlich in der Liebe wäre sie ihm wie heuchlerische Feigheit erschienen. . . Und dennoch mußte er sich nun eingestehen, daß der ehemals hell leuchtende Brand seiner Liebe zu Anna in kurzer Zeit zu einem stillen Kohlenglimmen zurückgesunken war.

Allein, jetzt waren mit einem Mal alle diese hin und wider wogenden Alltagsstim-mungen, alle Bedenken und quälenden Kleinig-keiten vorüber, weit unter ihm. Nun er Ma-thilde wieder in seinen Armen gehalten, ihren Mund geküßt hatte, besetzte und beseligte ihn ein grenzenloser Mut, der bald in trunkene Schwermut, bald in jubelnden Uebermut sich verwandelte. Adalbert war sich der tollen Ge-fahr wohl bewußt, in die er sich begeben, eine Gefahr, die für immer seine Ruhe und sein sogenanntes „häusliches Glück“ zerstören konnte; allein im Grund seines Herzens freute es ihn, mitten in dieser Gefahr zu stehen, die den Puls seines eigenen Lebens höher schlagen machte; zudem wollte er doch auch alles tun, um heil und gekräftigt aus dem kühnen Spiel hervorzugehen. Er kam sich dabei vor wie ein Berg-steiger, der wohl weiß, daß ihm auf seinem

Wege tausend Zufälle mit nichts Geringerm als dem Tode aufwarten; aber er zieht aus, sie zu bestegen, nicht um ihnen zu unterliegen: es reizt ihn, den Tücken entgegenzuschreiten, um als ein Ueberlegener und Wissender aus allem hervorzugehen. Und wie jenem, so sollte auch ihm die Erinnerung an das Gewagte und glücklich Bezwangene zu einem süßen Kern seines Lebens werden!

Solchermaßen über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, über Mathilde, Anna und sich selber nachsinnend, mochte Adalbert eine Stunde lang in dem stillen Gastzimmer geseffen haben; alsdann zahlte er seine Zechen, erhob sich und schritt hinaus in die Winternacht, der Stadt, seinem Hause entgegen.

Von der Straße aus gewahrte er, daß Eß- und Wohnzimmer hell erleuchtet waren; ein Schatten flog drinnen über Decken und Gardinen. Es war wohl Anna. Dagegen war es hinter den hohen Fenstern seiner Werkstätte dunkel. Als Adalbert den Ausgang betrat, entschloß er sich, vorerst nach dem Arbeitsraum zu gehen, und stieg die schmale Hintertreppe empor. Im Atelier angelangt, steckte er eine Kerze an und stöberte noch in alten und neuen Entwürfen herum, ziellos, nur um eine unangenehme Situation hinauszuschieben. In dem Halbdunkel fand er sich jedoch nicht zurecht und stolperte über einen Stuhl, der lärmend zu Boden fiel. In demselben Augenblick ertönte drüben ein Aufschrei; gleich darauf kamen rasche Schritte näher, und jetzt klopfte es an der Ateliertür:

„Wer ist da drüben? Bert, bist du's?“ rief ängstlich Annas Stimme.

„Ei ja, wer denn sonst!“ antwortete Adalbert, ging auf die Tür zu, drehte den Schlüssel und machte sie auf. Es war ihm gerade recht, seine Frau hier zu begrüßen . . . in der Finsternis vermochte man sich kaum zu erkennen, und ihm eilte es nicht, ihr in hellem Licht Aug' in Auge gegenüberzustehen.

„Hast mich tüchtig erschreckt!“ seufzte Anna schwer atmend auf.

„Es tut mir leid; doch wird's auch gleich wieder gut sein,“ sagte jener in ironisch tröstendem Tone.

„Und spät kommst du heute! Wo hast du denn nur so lange gesteckt?“

„Ja, das ist eben das große Geheimnis, das ich nicht verraten darf,“ versuchte Adalbert zu scherzen. „Eine verdächtige Geschichte: Umtriebe mit Anarchisten, Revolutionären und ähnlichem lichtschuenem Gesindel!“

„Bert,“ antwortete Anna dagegen ernsthaft, „quäle mich nicht mit solchen Spässen; ich habe in Angst und Bangen auf dich gewartet, kannst mir's glauben. Ich bin es nicht gewohnt, daß mein Liebster mich so lange ohne Nachricht auf sein Kommen warten läßt; aber erzähle . . .“

„Als ob ich was zu erzählen hätte! Einen großen Spaziergang hab' ich gemacht in dem herrlichen Wintersturm und mir einmal wieder alles Kleinliche aus der Seele herausblasen lassen. Wie ich endlich beinahe zu Eis erstarrt war, hab' ich mich in die Wirtschaft „Zum Kreuzweg“ gesetzt und bin bei einem Glas Wein wieder aufgetaut . . . Das ist alles, und nun bin ich da!“

„Alles Kleinliche wegblasen lassen . . .“ wiederholte Anna langsam, „und mich wohl zuerst!“

„Zählst du dich auch zum ‚Kleinlichen‘?“

„Manchmal kommt's mir vor, als zähltest du mich dazu!“

„Laß das, mein Kind, sprich nicht solche Dinge! Du weißt wohl, daß dem nicht so ist.“

„Ach, wenn ich's nur wüßte . . . Doch jetzt bist du so spät gekommen und hast mich noch nicht einmal geküßt! . . . Nein, laß gut sein, wenn man erst mahnen muß . . .“ Und schmolend huschte sie davon. Einige Minuten später rief sie ihn dann zum Nachtessen.

Dabei ging es recht still zu. Anna war, wie Adalbert gleich bemerkte, ernstlich verstimmt und durch sein kühl ablehnendes Betragen verletzt worden; aber er konnte seine eigene Stimmung nicht ändern, heute sicherlich nicht! Zudem befürchtete er, durch weitere Bemerkungen die Ungemütlichkeit der Situation zu steigern und Anna noch mehr wehzutun. Warme Liebesworte aber konnte er vollends und mit bestem Willen nicht finden: ihm war, als sei in seinem Herzen ein großer schwerer Riegel vorgeschoben worden. Mit kleinen Liebeslosungen hätte er Annas Mißstimmung vielleicht verschmeicheln können; allein nach dem, was er vor ein paar Stunden erlebt, wären ihm solche Zärtlichkeiten vorgekommen wie eitel Heuchelei. Schon der Gedanke, daß er heucheln könnte, machte ihn erröten und scheuchte alle derartigen Versuche zurück, ehe er sie zu unternehmen wagte. Endlich fand er, wie er glaubte, ein „objektives“ Thema: das neue Atelier. Er erzählte ihr, daß er vormittags wieder auf Entdeckungsfahrten gewesen sei und zufälligerweise auf eigene Faust etwas recht Brauchbares angetroffen habe.

„Wenn mir der Hausmeister die Bude frisch bestreichen läßt, bestinn' ich mich nicht mehr länger. Groß ist sie und weit, hoch und hell. Die gegenüberliegenden Häuser hindern den Ausblick wenig, und jenseits dehnt sich das breite Tal und winken die nahen Berge . . . Ich glaube, da läßt sich herrlich schaffen . . .“

„Ohne mich . . .“ fiel Anna spitz ein.

„Für dich!“ betonte Adalbert dagegen.

„Du, du allein wirfst den Segen meiner Arbeit ernten, — wer auch sonst?“ fuhr er nach einer Weile in treuherzigem Ton fort, und er zweifelte nicht an der Wahrheit seiner Worte; mochte ihn auch eine andere zu erneutem Schaffen begeistern, Anna allein sollte und konnte ja die goldenen Früchte pflücken.

Die milde, gütige Art, mit der er dies gesagt, traf Annas Herz; sie hielt ihm mit einem freundlichen Lächeln die Hand über den Tisch zur Versöhnung hin; Adalbert ergriff sie und preßte sie dankend in die seine.

Nach dem Essen begab er sich wieder nach dem Atelier.

„Ich möchte noch etwas skizzieren,“ hatte er gesagt.

„Wohl eine Landschaft bei Sturmwetter?“ fragte Anna mit wehmütigem Spott.

Adalbert verletzte der leise Hohn, und unwillig gab er zur Antwort: „Vielleicht . . . wer weiß!“ Dann ging er hinüber. Als ob es ihm heute hier nicht hell genug sein könnte, zündete er alle Lichter des Raumes an. Auf einer der aufgestellten Staffeleien stand ein halb-vollendetes Landschaftsbild. Er betrachtete das begonnene Werk und sah es im Geiße zu Ende geführt: eine stille, müde, dämmerige Spätherbststimmung! Und sogleich glaubte er zu wissen, daß dieser Entwurf unausgeführt

bleiben würde. Das ihm in der Phantasie vorschwebende Bild konnte ihn nicht mehr reizen. Er vermied daran, was er von nun an als Höchstes hochhalten wollte: Sonne, Licht und Glanz! Ihn gelüstete nach etwas grenzenlos Kühnem und Prächtigem, dem diese letzte Arbeit noch so fern, er selbst aber, wie er glaubte, plötzlich nahe stand.

Wie in den letzten Jahren die meisten seiner Entwürfe, so war auch dieser in Begleitung Annas entstanden. Es war gegen Ende Oktober gewesen, als er mit ihr nach Sol hinauswanderte, wo er die Hauptzüge seines Bildes der freien Waldnatur entnahm; während er dort gezeichnet und gemalt, hatte Anna nicht weit von ihm, ein Buch lesend, am Waldesrand gelegen. Manche Arbeit hatte er so begonnen. Alle hatten sie auch, wie er nun einzusehen meinte, denselben Charakter erhalten. Die stille und resignierende Zufriedenheit, die ihr stetes Zusammenleben begleitete, hatte sich in seine Malereien eingeschlichen und jeden großen, trotzig selbständigen Zug vernichtet. Seine Kunst war ein Abbild seines bisherigen Lebens geworden: eine Kunst der Kompromisse!

Und hatte er sich nicht erst noch vor wenigen Minuten den Beweis gegeben, daß sein Wesen die Schwäche der ausgleichenden Zufriedenheit in sich barg? Anna hatte die Beleidigte gespielt, geschmollt und ihn mit hartnäckiger Schweigsamkeit gequält, dies alles eigentlich ganz ohne bewußten Grund; da wäre es doch gewiß an ihr gewesen, zu ihm zu kommen, ihre Laune zu bereuen und ihn durch gute Worte zu gewinnen. Allein nicht sie, sondern er selbst war es gewesen, der durch ein entgegenkommendes mildes Wort die peinliche Situation, die sie verschuldet, gelöst hatte! Er konnte sie nicht leiden sehen, hatte nicht den Mut, ihr Schmerzen zuzufügen, sondern brach eher seinem Temperament ein Stück Selbständigkeit ab, nur um des lieben süßen Friedens willen. Also — sagte er sich — war es wohl tausendmal schon gewesen, ihm selbst wie seinem eigenkräftigen Denken und Fühlen zum Schaden.

Er erinnerte sich nun, daß ihn Mathilde vor zwei Jahren einmal, als die Rede auf Anna kam, gefragt hatte: „Versteht ihr euch gut, so ganz, weißt du, bis zum letzten Wipfelchen des Empfindens — ja? Denn sieh, es ist etwas Furchtbares, wenn man sich nicht versteht und doch tagtäglich miteinander leben und handeln soll!“ Damals hatte er fast triumphierend geantwortet:

„Ja, wir verstehen uns ganz . . . und von Herzen!“ Und heute, nach wenig mehr als einem Jahr meinte er einzusehen, daß er sich geirrt hatte: Nein, sie hatten sich nie verstanden! Es war alles Täuschung! Ihre Uebereinstimmungen waren Früchte des Zwanges und der sogenannten Bildung. Ihr gegenseitiges Entgegenkommen war erst eine Sache der Bemühung gewesen und allmählich ein Ding der Gewohnheit geworden. Gewiß, sie waren Helden im Nachgeben, im Kompromissmachen! Aber all diese scheinbaren Harmonien waren doch nur ins Unwahre verzerrte Mißverständnisse, übertünchte Gegensätze, mühsam zusammengezwungene Widersprüche und innerlich auseinanderfallende Formen.

Hatte nicht auch sein Schaffen unter diesem Zwang gelitten, war das getreue Abbild seines Lebens mit Anna geworden? Sene Werke wenigstens, die er unter

ihrem „besänftigenden“ Einflusse hervorgebracht, schienen ihm nunmehr deutlich die Zeichen einer kraftlosen Resignation zu tragen; all diese Arbeiten sprachen von der Verzichtleistung auf das Große, Mächtige und eigenartig Prächtige, vom Rückzug in den beschränkten Kreis des allgemein Verständlichen. Nur ein Gemälde machte darin eine große Ausnahme: das Bild von der edeln Mailänderin und dem verlassenen Hirten. Auch in ihm war ein herber Zug düsterer Ergebung; allein die Sehnsucht nach einem unrettbar Verlorenen sprach aus ihm so groß und mächtig, daß sie der Komposition einen kühnen Hauch des Unendlichen zu geben vermochte. Wem aber verdankte er dieses Bild? Ihr, die er heute wieder in seinen Armen gehalten und geküßt, die ihm unter Tränen ihre durch all die Jahre treu gebliebene Liebe gestanden hatte!

Gewiß, wenn irgend ein Mensch auf der Welt ihn aufrütteln, aus der dumpfen Zufriedenheit befreien und ihm sein besseres Selbst zurückgeben konnte, so war es diese Frau. In ihr war dieselbe Sehnsucht und Kühnheit lebendig, die ihm in jüngeren Jahren das gelobte Land gezeigt, ihm den Mut gegeben hatte, sein Leben der Kunst zu widmen. Nein, er wollte nicht der Narr sein und sich dagegen sträuben, wenn ihm nun das Schicksal zum hohen Glück und Gelingen den Weg wies . . .

Ein leises Klopfen schlug an die Tür. Adalbert erschrak heftig, als hätte man ihn bei einem Diebstahl ertappt.

„Ja? Wer?“ fragte er rasch.

„Ich bin's: Anna . . . Ich möchte dir sagen, daß ich zu Bette gehe; ich habe Kopfschmerzen,“ rief es drüben mit feiner Stimme. „Na also, ich hab' nichts dagegen . . . Schlaf' wohl!“ gab Adalbert zur Antwort. Er hörte noch eine Tür gehen, gleich darauf wurde es totenstill im Hause; nur seine kurzen harten Worte tönten ihm noch in den Ohren nach. Auch schmerzte es ihn, trotz allem, daß ihm Anna nicht „Gute Nacht!“ gewünscht. Er hätte sie herüberrufen, ihr einen Kuß auf die Stirne drücken und gute Besserung wünschen sollen — wie er es wohl früher getan hatte. Dann hätte sie ihm gesagt: Nun ist's schon um vieles besser, und lächelnd würde sie sich zur Ruhe gelegt haben. Einige Minuten lang quälte ihn der dissonierende Abschluß dieses Tages; in solcher Stimmung war er wohl sonst zu ihr gegangen, hatte sie getröstet, um Verzeihung gebeten, sie zufrieden gestellt und war selbst wieder zufrieden geworden.

„Ach, zufrieden, zufrieden,“ murmelte er vor sich hin, „was geht mich meine Zufriedenheit an, weg damit!“

Mit einer verächtlichen Bewegung des Wegwerfens wandte er sich um, trat vor die Staffelei, auf der das jüngst begonnene Bild „Das Schloß im Glanz der Winternacht“ stand und setzte seine Arbeit fort.

IV.

Ich seh' es, ich seh' es:
Ein Abgrund hat sich zwischen uns aufgetan.
Gellmer in Bödens „Mora“.

In aller Frühe war Adalbert aufgestanden und hatte sich ins Atelier begeben, um seinen neuesten Kohlenentwurf in Öl auszuarbeiten. Er stellte eine große Leinwand auf und begann vorerst mit leisen Bleistiftstrichen

die Konturen zu entwerfen. Er mochte eine Stunde lang gearbeitet haben, als ihn Anna zum Frühstück hinüberrief. Nach einer Weile folgte er der Aufforderung und trat ins Esszimmer.

Anna stand in zierlichem, hellblauem Morgenrock am Fenster und schaute auf die weißbeschneiten Dächer. Der Reflex des blendenden Schnees fiel hell ins Zimmer und machte die blonden Locken und Härchen, die Annas Haupt schmückten, wie Gold erglühen. Wie oft hatte sie Adalbert des Morgens hier begrüßt; alsdann war er wohl leise an sie herangeschlichen, hatte sich ihr Köpfchen mit lustig keckem Griff zugelehnt und einen Kuß auf

die roten Lippen gedrückt. Die Erinnerungen schwirrten ihm durch den Sinn; doch dachte er nicht daran, ihnen heute nachzukommen. Mit einem höflich freundlichen „Guten Morgen!“ setzte er sich an den Tisch. Enttäuscht, wie ihm schien, wandte sich Anna um, erwiderte den Gruß ziemlich kühl und nahm auch ihrerseits Platz. Allein ihr Mißmut hielt nicht lange stand; sie hatte noch keinen Bissen gegessen, als sie sich rasch erhob, auf Adalbert zuschritt und ihm einen Kuß auf die Stirne drückte. Hierauf sagte sie leise: „Bert, du! Ich hab' dich so lieb! Komm', sei mir wieder gut . . .“

Der gemütvolle Ton der Stimme traf sein Herz; er ergriff ihre Rechte, berührte sie mit den Lippen und sagte:

„Ich bin dir gut!“

Hierauf nahm Anna glücklich lächelnd ihren Platz wieder ein. Bald nachher sagte sie: „Bert, sag' mal, gehst du heute vielleicht nach dem neuen Atelier? Ja?“

„Ich hab's im Sinn, warum?“

„Ich hätte nämlich eine große Bitte . . . aber du sollst nicht ‚nein‘ sagen . . .“

„Und die wäre?“

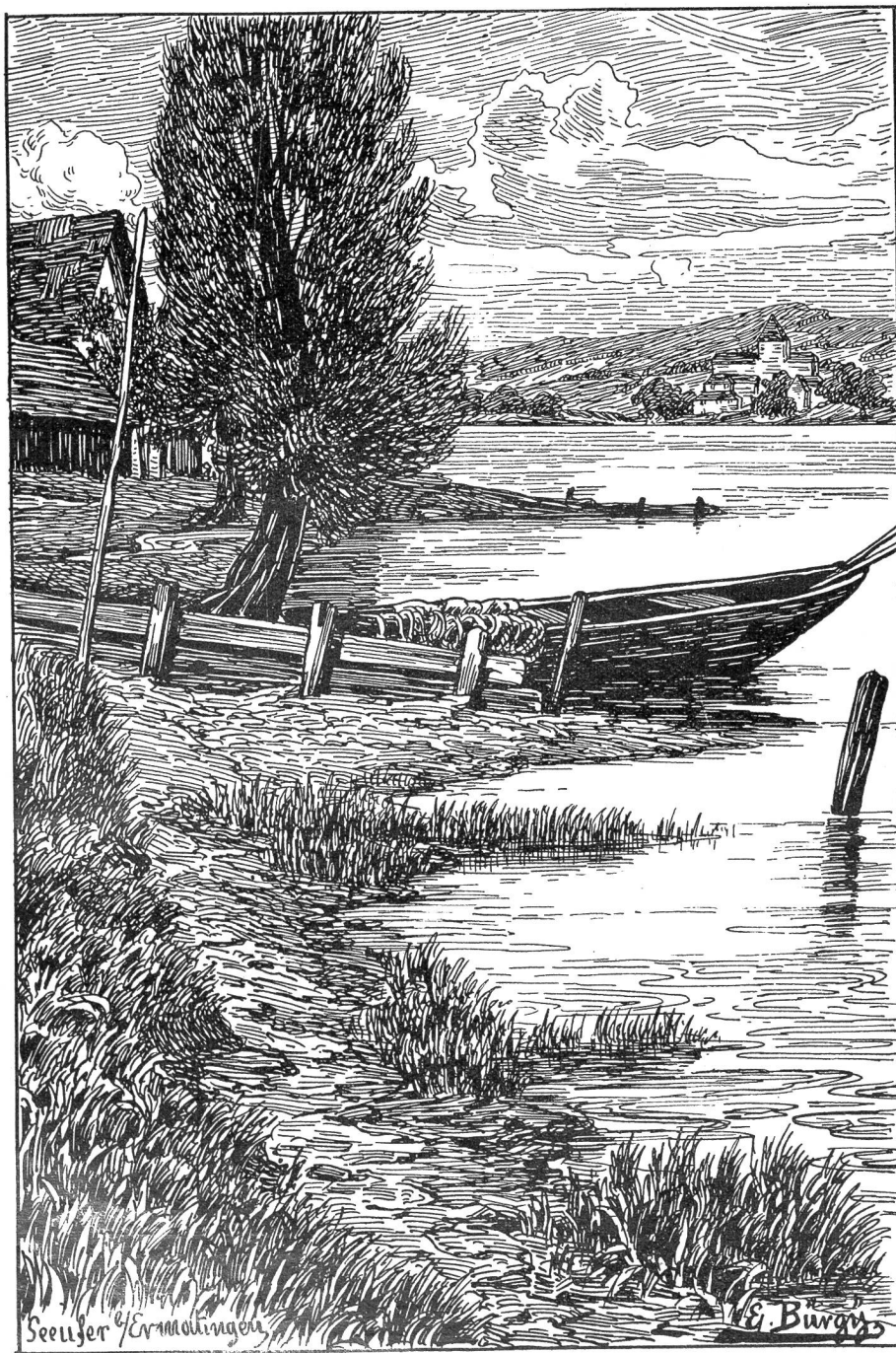
„Weißt, ich möchte halt furchtbar gern mal mitkommen, — mir den lieben Raum ansehen, in dem mein ‚hoher Herr‘ von nun an schaffen will . . . Begreifst du mich?“

„Vielleicht nicht so ganz,“ antwortete Adalbert nachdenklich. „Inbessen werde ich noch diesen Vormittag hingehen, wenn du mich begleiten willst . . .“

„Ich möchte eben auch wissen, wo ich mein Lieb in Gedanken zu suchen habe . . . Also, wenn du gehst, so rufe mich, gelt?“

Adalbert bejahte. Im Grunde berührte ihn aber gerade jetzt die hingebungsvolle Art seines Weibes unangenehm. Trotzige Schmallerei wäre ihm willkommener gewesen; sie hätte ihn von dem Gefühl befreit, auf Anna bei jedem Schritt Rücksicht nehmen zu sollen; im Bann ihrer Freundlichkeit fühlte er sich gefangen und hatte doch nicht die Kraft, sie durch harte Worte von sich fern zu halten.

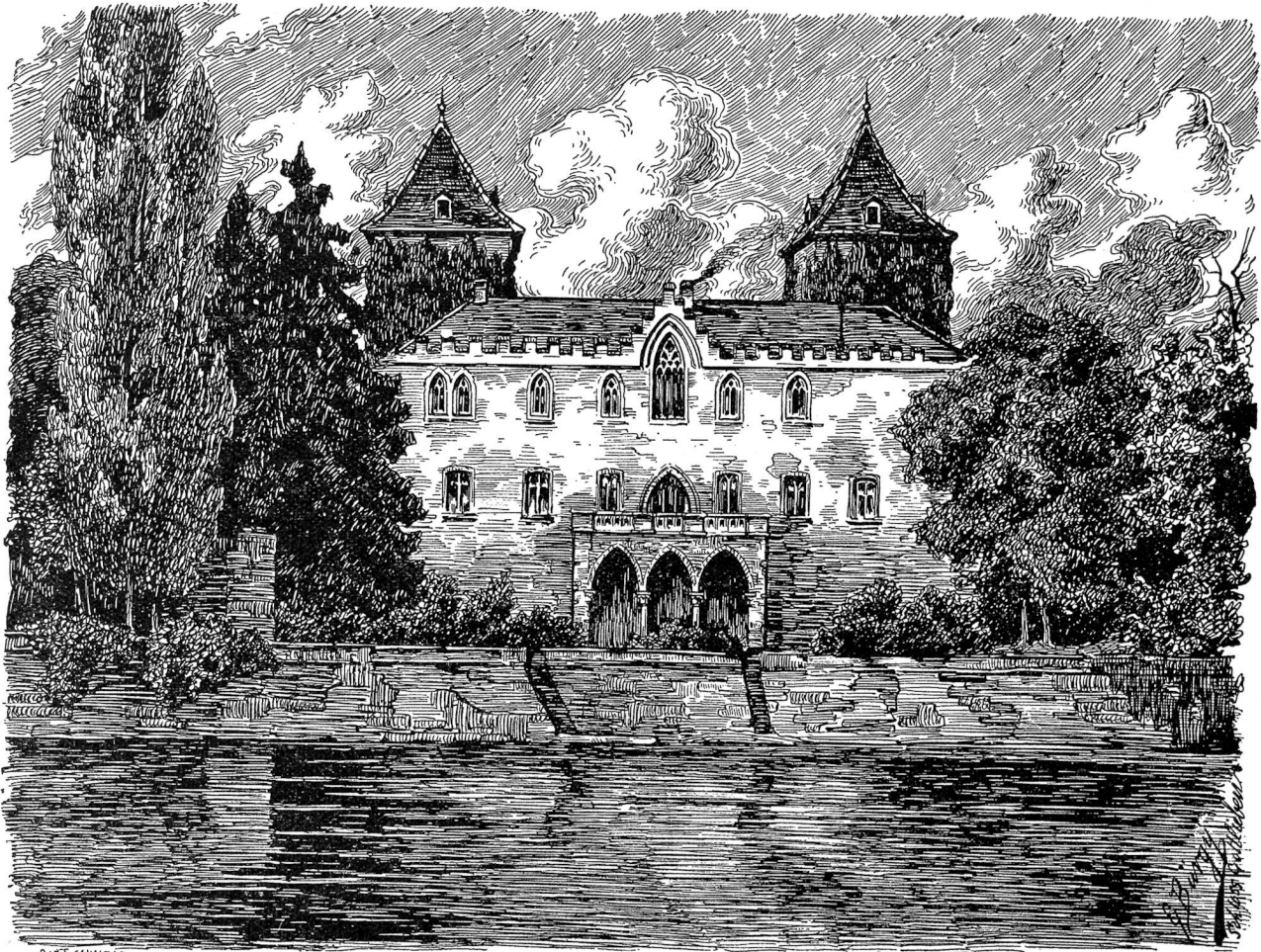
Nach dem Frühstück kehrte er in den Arbeitsraum zurück. Aber mit dem freudigen Schaffen war es für



Seeufer Ermatingen

DIE SCHWEIZ
14086.

E. Bürgy



DIESCHWEIZ
14089.

Schloss Gottlieben bei Konstanz (rechts der sog. „Südenturm“, in welchem 1414/5 Johannes Hus gefangen saß).
Federzeichnung von Emanuel Bürgy, Basel-München.

diesmal wieder vorbei. Er überließ sich in mißstimmter Resignation seinen gedanklichen Ländeleien, bis ihm die Erinnerung an die mit Mathilde gestern verlebten Stunden neue Lebenskraft schenkte.

Nach vergeblichen Versuchen, in „dieser alten Bude“ etwas erspriechliches Neues zu schaffen, legte Adalbert Pinsel und Palette beiseite und ging Anna suchen. Er

fand sie ihn Gesellschaft der alten Bena, ihrer Hausmagd, in der Küche beschäftigt.

Er meldete ihr trocken, daß er bereit sei zu gehen.

Bald darauf huschte sie in ihr Zimmer und trat ihm nach wenigen Minuten im winterlichen Straßenanzug entgegen.

(Fortsetzung folgt).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

Nachdruck verboten.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Haviland Dumaresq hat lang auf der Bank gesessen, den Kopf in den Händen, wie ein Kind schluchzend. Jetzt erhebt er sich matt und geht mit schmerzendem Kopf und schweren Füßen nach Haus.

Äußerlich und innerlich hat das Wetter umgeschlagen. Schwarze Wolken ziehen vom Westen her, und die Sonne ist hinter einer aufsteigenden Nebelbank verborgen. Der Philosoph nimmt seinen Weg strauchelnd durch die holprigen Wiesen, öffnet die Gartentür leise und geht mit gesenktem Kopf in sein kahles, kleines Arbeitszimmer.

Ein Dugend offene Bücher liegen auf dem breiten Tisch; sie beziehen sich alle auf den Artikel, den er gestern für seinen Verleger begonnen hat. Er sitzt nieder und versucht zu arbeiten.

Es ist ja für Brot, für Brot, für Psyche. Aber sogar dieser sonst so kräftige Sporn verlagert an diesem trüben Nachmittag. Er schaut geistesabwesend auf das leere, weiße Papier vor sich, das ihn anlagt; nicht einen brauchbaren Gedanken bringt das gequälte Gehirn hervor; nicht ein einziges Bild fließt vor sein inneres Auge. Schließlich wirft er verzweifelt seine Feder hin, öffnet die Tür und ruft: „Psyche! Psyche!“

„Ja, Vater!“ antwortet das Mädchen und erhebt sich erschrocken vom kleinen Ledersopha seines Zimmers.

„Du warst nicht da zum Essen, Vater. Es tat mir so leid. Du hast sicher wieder deine schrecklichen Kopfschmerzen gehabt, ich sehe es deinen Augen an, sie sind so groß und matt.“

Haviland Dumaresq streicht sich mit der Hand über die